

(Nachdruck verboten.)

14]

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Jahne.

Die ganze Luft ist grau. Es regnet.

Es regnet schon seit acht, seit vierzehn Tagen, ich weiß nicht mehr genau, wie lange schon.

Sie sagen, daß es wieder Winter werden wird. Und ehe das Wasser gefrieren kann, müssen alle Flüsse, alle Bäche und Teiche gefüllt sein mit Tränen.

Dann hat der Winter seine Macht über das Herz der Erde. Der harte Panzer, der sich um die Brust legt, dieser Panzer aus gefrorenen Tränen, schützt sie vor dem tödlichen Frost.

So hat auch mein Herz seinen Winterschlaf gehalten in einer gepanzerten Brust.

Zimmer schwächer wurde meine Mutter, immer nervöser und egoistischer, wie es das Alter und die rastlose Sorge so mit sich bringen.

Sie, die es in früheren Jahren mit lichter Freude gesehen, wenn ich in Gesellschaft ging, wenn ich mich amüsierte und lachend und vergnügt zu später Stunde heimkam, sie konnte jetzt stundenlang schmollen, wenn ich von einem Erholungsgange nicht zur bestimmten Zeit zurückgekehrt war und nicht an ihrem Bette saß.

Zwar wollte ihr liebes, gutes Herz immer wieder die Oberhand über die Schwäche des Alters erringen: ich sah, wie hart sie manchmal mit sich selber kämpfte, wie sie zu lächeln versuchte, während ihre Augen sich heimlich feuchteten, — aber der Pfeil hatte mich doch getroffen. Ich schwieg und gehorchte ihren Rufen, weil ich fürchtete, ihr wehe zu tun.

Jahre und Jahre, Du!

Das war ja allgemein das Los des Weibes, das Los der unverheirateten Tochter im besonderen.

In der Dede dieser Jahre ist viel in mir zertreten worden.

Ich begann die Gesellschaft zu hassen um der Fesseln willen, die sie mir um die starken Arme schlug. Ich sah unser Dienstmädel nach vollbrachtem Tagewerk mit strahlendem Gesicht an den Gartenzaun schleichen, wo ihr Schatz auf sie wartete, — und ich saß nach des Tages schwerer Last im Dämmerdunkel und strich meiner Mutter das Bett glatt. —

Ich hätte nicht wagen dürfen, an den Strand hinaus zu gehen in die mondscheinurchleuchtete Sommernacht: weil sich das für mich nicht schickte.

Und fühlte dasselbe Blut an die Wandungen meiner Adern pochen und den gleichen Glanz in meinen Augen schlafen, der heiß und stürmisch den Mann umleuchtete, als dieser draußen am Statet sein Mädel in die Arme schloß.

Die Natur erwachte in mir. Ganz langsam, aber mit unüberwindlicher Kraft. In meinen Haaren schimmerten die ersten weißen Fäden, als meine Seele die Spinnweben zerriß, unter deren grauer Heimlichkeit sie geschlafen hatte die vielen Jahre lang.

Es wollte Frühling werden . . .

Der Lenztrieb erwachte in mir, als die Kraft meiner Persönlichkeit bereits gebrochen war. Ich konnte meiner Mutter nicht wehe tun, — die hatte genug schon gelitten. So ging ich in Schatten und Heimlichkeit. Das war die Sünde. Ich hab' es damals nicht gewußt, daß die vornehmste Pflicht des Einzelnen gegen die Allgemeinheit die unbedingte Wahrheithaftigkeit ist.

Wer hätte mich das gelehrt?

Ganz offen sein! Nur das ist edel. Denn nur die Wahrheit reformiert.

Ich aber bin unedel gewesen; ich bin mitten durch die strahlende Sonnenherrlichkeit im Schatten gegangen.

In Deinem Schatten freilich . . .

Ein Sommer kam, so glühend und glänzend, so voll reifer Pracht, wie es nur Deine Sommer sein können. Und ob ich auch von Deinem Dasein keine Ahnung hatte, so warst Du doch in meine Welt getreten und gingst mit hallendem Schritt durch meinen Garten. Aber die Sonne stand in all ihrer flammenden Pracht Dir im Rücken, — und je näher

Du mir tratest, um so schwärzer und gewaltiger wurde Dein Schatten, bis er mich erreichte, mich bedeckte und zu vernichten drohte. Auf Adlersflügeln rauschte er vor Dir her, und mit Geierschnäbeln fraß sich die Finsternis in mein Herz.

Ich habe viel gelogen, aber heute will ich wahr sein.

Denn der Himmel ist ewig klar und blau, und nur die Dünste der Tiefe verschleiern ihn vor unseren Augen.

Aber der Dunst löst sich auf in blaue Reinheit, wenn die Sonne hervortritt und die Welt erleuchtet.

In ihrem Lichte bin ich rein.

In scharlachfarbenen Gewinden rankten sie ^{die roten Kressen} Blüten, jaun empor. Bis in mein Fenster kletterten sie; über die Rechnungen, die ich dort am Schreibtisch zusammenstellte, warfen sie ihren feurigen Schein.

O Welt, du schöne, lachende, leuchtende, wunderbare Welt du!

Die roten Kressen hab' ich schon geliebt, als ich, ein Bäckfisch noch, in den lustigen Gärten des pommerischen Rittergutes mit meinem galanten Vetter das Krokod schlug . . .

Der arme Junge hat sich später erschossen — Schulden halber oder aus unglücklicher Liebe vielleicht; ach, was weiß ich? —

Hätte ich sein Grab besuchen dürfen, so hätte ich rote Kressen darauf gepflanzt.

Nicht, weil sie den Tod, sondern weil sie das Leben verkünden.

Weil sie Flammen sind.

Und von der Rechnung, die ich für die abreisenden Logiergäste ausstellte, sah ich empor und griff auflachend in die flammende Pracht hinein.

Mit beiden Händen.

Die Feder flog klirrend zu Boden, als ich den Kressenstrauch an meine Brust steckte.

Da wurde heftig an der Hausglocke geläutet; schrill gelte die Klingel durch den weiten, leeren Korridor . . .

Das Schicksal hatte seine Hand auf die Klinke gelegt.

Und als sich niemand meldete, — unser Hausdiener mußte irgendwo im Garten stecken, unter den Pflaumenbäumen vielleicht oder bei den bohnenbrechenden Mädeln, — da stand ich langsam und widerwillig auf, um selbst zu öffnen.

Eine hohe, dunkle Männergestalt trat auf die Schwelle.

Sie trug den langen Römerrock und dazu, in seltsamer Disharmonie, einen hellen Sommerhut. Ein bartloses, slavisches Gesicht mit breiten Backenknochen, stark gewölbten Lippen, um die Mundwinkel einen harten asketischen Zug, — unverkennbar: der polnische Geistliche!

Ich kannte den Typ. Und doch stand ich betroffen.

War es die Disharmonie in dem Anzug des Priesters, war es der rätselhafte, suchende Blick, der mich gefangen nahm?

Du: ich hatte eine Ahnung von der Schicksalswucht dieses Augenblickes.

Er sprach fliehend, wenn auch nicht dialektfrei, deutsch; hin und wieder liebte er es, französische Brocken in seine Rede zu mischen.

„Ist noch ein Zimmer frei, Madame? Für einige Wochen?“

O ja, es waren Zimmer genug frei; der Herr hatte die Auswahl. Die Saison ging ihrem Ende entgegen.

Ich führte ihn herum. Der Dienstmann, der die Koffer des späten Gastes gebracht, ging mit seiner Last stumm hinter uns drein.

Endlich hatte der Fremde seine Wahl getroffen. Er bedankte sich für meine Bemühung und bat um eine Tasse Kaffee.

Ich würde ihm das Gewünschte auf das Zimmer schicken . . .

„Oh, Madame, merci! Darf ich nicht selbst kommen und mit Madame trinken?“

„Bitte, warum denn nicht? Das Mädchen kann inzwischen Ihr Zimmer in Ordnung bringen.“

Ich lief durch den Korridor wie geheht, um dem Zimmermädchen die nötigen Anweisungen zu geben. Dann bereitete ich den Kaffee, ordnete den Bespertisch und wartete mit klopfendem Herzen auf den Gast.

Er kam und preßte einen Herzschlag lang die kühlen Lippen auf meine heiße Hand.

„Merci, Madame. Vous êtes bonne. Ich bin den ganzen Tag einsam gewesen.“

Wie eine Klage klang das Wort. Es reizte meine Neugier. Eine romantische Glorie legte sich um diesen interessanten, dunklen Kopf.

Das war der Anfang.

Bald erfuhr ich, daß er wirklich vereinsamt war. Mit der Familie verfallen, mit den Vorgesetzten im fortwährenden Kriege. Ich erfuhr, daß er einstmals, von heiliger Begeisterung durchglüht, in die Welt getreten war, der er hatte ein Bote des Friedens werden wollen: den Schwachen eine Stütze, den Kranken ein Arzt, den Irrenden ein Stern, den Gefallenen ein milder und verzeihender Freund . . .

Er sprach zu mir von seinem Leben. Von seinen Wünschen und Plänen, seiner Enttäu-
schung, über es war Asche darüber gefallen. Die schwere Zeit des Kulturkampfes hatte ihre Geißel auch über ihn geschwungen . . . und er, der glaubensfreundliche Katholik, der begeisterte Pole, hatte in der ersten Reihe der Kämpfenden gestanden, die leiden mußten für ihre Ueberzeugung. Der jarmatische Trost in ihm hatte sich aufgebaut wider jede Unterdrückung; im Elende jener neun Jahre arbeitete sein Charakter sich zu scharfen Ecken heraus. Sein Herz gehörte seinem Volke. Und für dies Volk litt er dann von neuem. In der schiefen Stellung unter einem deutschen Oberen vermochte er es nicht, sich zu bücken — und zu schweigen. Vincenti wäre ein guter Priester gewesen, ein Träger des Heils, wenn ihm nicht ein Haupterfordernis gemangelt hätte: demütiger Gehorsam, der duldet, ohne zu fragen. Und dieser Priester fragte. Bei jedem neuen Erlaß der vorgelegten Behörde, bei jedem Akt, der in seinem Auge den Stempel der Ungerechtigkeit trug, klang sein zorniges „Warum?“ in das Ohr seiner Oberen. Und so wurde der mißliebige Priester bald hierhin geworfen und bald dorthin, es wurde ihm nicht Haus noch Heim gegönnt, und er beugte den starren Nacken doch nicht. Nach langen, harten Kampfesjahren war es endlich zum äußersten gekommen: zur Suspension. Er hatte den Kindern in seinem Pfarrspiel, dem Verbote zuwider, anempfohlen, ihre Gebete in der Muttersprache zu sprechen; er hatte scharf das zuchtlose Treiben eines deutschen Kollegen, dem er zur Seite gestellt war, gerügt. In der strengen Askese, die er jahrelang geübt, konnte er sich nicht verwinden, daß er einen anderen so lau und lässig fand. Dieser andere aber war ein geschmeidiger, glatter Mensch, der zu drehen wußte, was nicht mit eisernen Nägeln festgeschlagen war.

Und so geschah das Letzte.

Schwer verwundet, auß tiefste verbittert, zog Vincenti Niedziwicz, von den Segenswünschen seiner Gemeinde begleitet, sich aus dem Kampfe zurück. Seine Gesundheit hatte gelitten. Auf des Arztes Rat ging er in ein Ostseebad, seine geschwächten Nerven zu stärken. Hier fand er mich. Und so, — wie ich ihn Dir hier geschildert habe, — so: als Held und Märtyrer ist Vincenti Niedziwicz in mein Leben getreten.

Ich fühlte es sogleich, daß dieser Mann mich liebte. Ich wußte es vom ersten Blicke Aug' in Auge an. Und meine schwingende Phantasie schuf mir aus den Schilderungen seines Lebens und Leidens, seiner Kämpfe und seines Trostes ein wunderbares, durchgeistigtes Menschenbild.

Das betete ich an.

Und ein Herbstmonat kam, so blau und warm und weich wie ein zweiter Sommer. Alle Rosen blühten — auch die roten, die tiefen, purpurnen, die sich in anderen Jahren nur dem Flammenfuß des Julimondes öffnen. Und die Strahlen kletterten über die Dächer und lachten durch die dunklen Herzblätter der Linde in mein einsames Zimmer hinein in einem niegeschauten Glanze.

Vincenti war bei mir, morgens, mittags, abends. Wir wanderten zwischen rotgoldenen Buchen. Wir sahen auf die mondbeglänzte Meerflut und verfolgten mit sehnsuchtheiligen Blicken das einsame Segel, das sich wiegen durfte draußen in ewiger Freiheit, in lauter Silber und Licht . . .

Abends saß er an meinem Tisch. Und las mir vor. Er brachte mir Bücher und wieder Bücher, lauter fromme, katholische Schriften. Ich glaube, Du, er hat es damals selber nicht gewußt, ob er eine Seele retten wollte — oder ein Herz gewinnen. Heute weiß ich, was er wollte. Er war jahrelang sehr einsam gewesen: ein einsamer Mann mit heißem Herzschlag und unterdrückter Sinnenglut. Und an mir fanden sein Herz, seine Sinne eine flammende Nahrung. Sein ge-

fuechteter Geist, seine stumpfgewordene Seele aber flüsterten ihm zu: „So nimm sie denn, — sei selig: und mache selig! Führe das hochmütige Weib, das Deinen Glauben verlacht, durch die Tiefen des Leidens den himmlischen Pforten zu, die Deine Hand ihr erschließen soll. So wird sie Deine Hand küssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der gelben Stiefel.

Das Präsidium des Allgemeinen Deutschen Musikerverbandes hat in diesen Tagen ein lehrreiches Druckheft erscheinen lassen, unter dem Titel: „Recht verlangen wir, nichts als Recht!“ Die von dem bürgerlichen Verband herausgegebene Urkundensammlung über die erdrückende Konkurrenz der Militärmusiker enthält ein schweres und düsteres Bild von dem Elend, das auf der großen Mehrzahl von der Musik zu leben, und sie bietet zugleich eine wunderbar satirische Spiegelung des deutschen Geistes, wie er sich unter der Vorhut der Berliner und Potsdamer Garde entwickelt hat. Jenes grelle, lärmende Reklametum, das die Sitten des neuen Kurfes auszeichnet, jener leere Pomp mit Pauken und Trompeten, der jede innerliche Kunst überschreit, jener Dum-Dum-Patriotismus mit Rügen und Schnüren und endlich jene robuste Erwerbssucht, der jedes Mittel sauber ist — alle diese Kennzeichen vereinigen sich im Militärmusikwesen, das Deutschland jahraus jahrein künstlerisch verrotzt und die ästhetische Volksbildung zerrüttet. Die Militärmusik ist nicht nur tödlich für die Existenz der Zivilmusiker, sie bringt auch die Massen um die Fähigkeit des edelsten und reinsten Kunstgenießens. Ihre Lofung ist das ruchlose Potpourri, ihre Religion die knatternde Schlachtmusik, ihr Instrument die Kadansfanfare. Ihr Erfolg beruht in der prall sitzenden Uniform, in dem gewickelten Noddebart, in den funkelnden Medaillen, den strammen Beinen und gelben Stiefeln. Vom süddeutschen Dorf, wo ein paar Militärmusiker als „Nidelgeiger“ von Haus zu Haus ziehen, bis zu der riesigen Bahnhofshalle des deutschen Reichstages, wo der Verein Berliner Presse die Elite der Gesellschaft für seine Pensionsklassen auszieht — überall ist es die Militärapelle, die für die Augen musiziert.

Es ist diesmal nicht Kleinbürgerlicher, ohnmächtiger Konkurrenzneid, der die Groschüre diktiert hat, gerechter ehrlicher Konkurrenzhaß hat diese beredeten Materialien gesammelt. Wieviel junger Kunstenthusiasmus mag da zu Grunde gehen, Tag für Tag! Was sich erst als begnadetes Talent fühlte und sein Schicksal preist, das ihm vergönnte, mit feinerem Ohr die tiefste Kunst zu genießen, das wird in dieser Welt, die alles gewerbsmäßig schändet, ein armer Zivilmusiker, der froh ist, wenn er im Monat 40 bis 50 M. verdient, nachdem er die Nächte hindurch lachenden Menschen zur Freude aufgespielt.

Ein gewaltiges Heer von 500 Musikkorps mit 17 602 Mann ist auf die Musik und die Zivilmusiker losgelassen. Die Militärmusik ist so kräftig, daß sie auch den Etat umbläst, der nur 466 Musikkorps mit 12 761 Musikern vorzieht. Man erschrickt, wie viel Zeit und Geld das Publikum an den Betrieb dieser militärischen Künstler verwendet. Würde man diese Opfer für ästhetische Erziehung aufbringen, die Deutschen wären ein Volk, in dessen Seele Beethoven wirkt. Der Verdienstverlust, den die Zivilmusiker unter diesem ungeheuren Wettbewerb erleiden, wird auf jährlich 10½ Millionen geschätzt. Während ein beliebter Gardetapellmeister in Berlin jährlich an Nebenverdienst weit über 5000 Mark herausschlägt, bringen es selbst die festangestellten Orchestermitglieder in Hof- und Stadtkapellen nur auf Jahreseinnahmen von 1200 bis 2500 Mark. Der Kampf der Zivilisten gegen die Militärs wird mit völlig ungleichen Waffen geführt: Der Militärmusiker hat Vöhmung, Musikzulagen, Steuerfreiheit des Dienst-einkommens, freie Wohnung, Kleidung, Arzt, Krankenpflege, Instrumente, Noten, Fahrpreisermäßigung, unbeschränkter Urlaub, und endlich empfiehlt er sich sparsamen Arbeitgebern noch dadurch, daß für ihn nicht geklebt zu werden braucht. Als Belohnung für seine Hebung der Kunst winkt ihm nach 12jährigem Musikerzuzieren eine Prämie von 1000 M. und der Zivilberufungschein. Natürlich ist auch das Los der Musiksoldaten nicht glänzend, aber ihr Wettbewerb ist jedenfalls aus öffentlichen Mitteln derart privilegiert, daß die Zivilmusiker das volle Recht haben, das völlige Verbot dieser ruinösen Konkurrenz zu verlangen.

Indessen die Militärverwaltung ist taub gegenüber allen Vorstellungen. Dieser „Mittelstand“ interessiert sie gar nicht. Die Militärmusik wird gleichermäßen von dem Entzücken des Publikums wie von dem Wohlwollen der Regierung gehätselt. Ein Bundesratsvertreter hat sogar, um die Ablehnung einer Petition zu rechtfertigen, auf die Hebung des künstlerischen Niveaus durch die Militärmusik hingewiesen. Ein Blick auf die der Schrift zahlreich beigegebenen Programme zeigt, daß der einzige Erfolg die Barbarisierung des Gesangs ist. Es werden immer die gleichen phantasiemörderischen „Großen Phantasien“ über Wagnerische Opern, die charakterlosen Charakterstücke, die süßen und forschen Solospezialitäten, die Märche und Tänze ordinärer Art durch Blechgetöse und Holzgelärm erzeugt. Auch blöde Viernusik zu liefern hält der vornehmste Rock nicht unter seiner Würde. In der Kapelle des Füsilier-Regiments Hohenzollern Nr. 40 finden sich

beispielsweise zwei so gottbegnadete Genies, daß sie sich als Original-Gigant „János und Goulasch“ aus Temesvár in Ungarn produzieren.

Aber es kommt auch gar nicht darauf an, wie und was die Kunstsoldaten spielen, sondern darauf, was sie anhaben. Ihre Unwiderstehlichkeit steckt in den Herzen, und ihre Begabung in den hinreißenden Regimentsmärschen. In dem glücklichen Reine spielen die Bismarck-Kürassiere „mit Benutzung der silbernen Kesselpauken, gestiftet von Ihrer Majestät Königin von England“. Einer Matrosen-Artillerie-Kapelle wird nachgerühmt: „Das Gewehr- und Kanonenfeuer wird von Mannschaften der Matrosen-Artillerie ausgeführt.“ Die Kapelle S. M. Yacht „Hohenzollern“ unterläßt niemals zu inserieren, daß sie den Kaiser regelmäßig auf den Nordlandfahrten begleitet. Als die Kapelle des Kaiserlichen ersten Seebataillons ihre „erste Kunststreichung nach der Rückkehr aus China“ antritt, rühmt sie sich nach, daß sie mit Genehmigung der kaiserlichen Marine-Inspektion in der Kasai-Uniform spielt, und aus ihrem Programm kündigt sie das „Internationale Militärmusik-Konzert, gespielt vor Sr. Exzellenz Graf Waldersee bei der internationalen Revue in Peking“. In einem Berliner Lokal wird die Originaltanzkarte des letzten Hofballs nahezugebrannt. Den Segen der auf diese Weise erzeugten musikalischen Volksbildung wird man erweisen, wenn man vernimmt, daß in der Sommer Saison 1903 in Berlin und Umgegend wöchentlich 184 Militärmusik-Konzerte in 50 Lokalen begangen wurden.

Daß sich die Empfehlung der Musik gelegentlich mit der Anpreisung von selbstgebadenen Käsefäulchen verbindet, gehört noch zu den freundlichsten Erscheinungen. Minder gemüthlich klingen — Spezialität der Kapelle des Leib-Kürassier-Regiments „Großer Kurfürst“ — die „harmonischen Fanfaren auf silbernen Trompeten, welche im spanischen Erbfolgekrieg erobert wurden!“ Selbst ein bißchen Tschechisch scheuen die Musikpatrioten nicht. Das Füsilier-Regiment Generalfeldmarschall Graf Moltke gewinnt in Gudova Lorbeer und Fünzig-„Fenilen“-Stücke, wozu höflichst einladet „Kralowsky riditel hubdy“ — will sagen der königlich preussische Kapellmeister H. Kluge.

Was wissen die entferntesten Blätter für Wunderdinge von den Leistungen unserer braven Tontrier zu berichten: „Die interessanteste Piese des ersten Teils war das Solo auf dem Tubus-Lampanophon, gegeben vom Stabstrompeter Herrn Stimming unter Assistenz zweier Klyphon. Viel Effekt erzielte die Kavallerie-Paradepost unter Benutzung der Engelstrompeten und Heroldstrompeten sowie der Pauken. Auch wirkte die fleidame Uniform der Husaren mit, die Anerkennung für die Leistungen der Kapelle zur Vegetierung zu steigern.“ In Glogau schwärmt das Tagblatt: „Zum Schluß war das Trompeterkorps als Fanfarenbläser auf Feldtrompeten zu sehen und erntete, den Pauker vor der Front, stürmischen Beifall.“ Ein anderes Blatt begeistert sich: „Namentlich der redenhafte Paukenschläger erregte bei der Handhabung der silbernen, prächtig behängten Kesselpauken lebhaftes Interesse. Der Anblick der schneidigen mit dem Adlerhelm geschmückten Mannschaft war überaus wirkungsvoll.“

Unerreicht aber in der Kunst aller Völker und Zeiten sind die Leistungen der Kapelle des Leib-Garde-Husaren-Regiments zu Potsdam. Denn dieses Regiment, dessen Chef Wilhelm II. ist, verfügt über den „schwarzen Pauker Arara“ — eine Kunstgipfelfelg, die bisher sämtliche Klaffter zusammen nicht erreichen konnten. Man lese den Hymnus auf den schwarz-weiß-roten Pauker Arara:

Wir wir mit größter Freude berichten können, steht allen Musikliebhabern ein Genuß bevor, wie er in unseren Mauern wohl seit langer Zeit nicht mehr zu Gebote stand; denn es gastiert hier eins der vornehmsten Musikkorps der deutschen Kavallerien unserer Armee nämlich, das seiner vorzüglichen Leistungen wegen rühmlichst bekannte, unter der Leitung des königlichen Musikdirektoren Herrn Hamm stehende Trompeterkorps des Leib-Garde-Husaren-Regiments aus Potsdam (Chefs des Regiments S. M. der Kaiser und König und S. M. der König von Württemberg) mit seinem schwarzen Pauker Unteroffizier Arara aus dem Tongo, welcher mit spezieller Erlaubnis S. M. des Kaisers dem Trompeterkorps zugeteilt wurde. Einzig und allein steht Arara als schwarzer Pauker in der deutschen Armee da, und repräsentiert er zu Pferde, einem Schimmel, mit seiner roten Uniform, und schwarzer Hautfarbe, die deutsche Nationalfarbe, schwarz-weiß-rot. Ein prächtiger Anblick, wer Arara zu Pferde schon gesehen hat. Was die Leistungen der Kapelle anbetrifft, so gestalten (!) sich die Konzerte stets zu einem Triumphzuge.

Wahrlich ein Triumphzug deutscher Kunst! . . . In der Wahlzeit 1903 veröffentlichte der „Vorwärts“ jene Preisofferte des Stabstrompeters Mittelstadt, in der den Wirten ausführlich die Vorzüge von Röden, Gosen und Stiefeln seiner Künstler anseinandergesetzt wurden: „Das Honorar für das Konzert richtet sich nach der Wahl der Uniform, in grüner langer Hose 250 M., in langen gelben Stiefeln 300 M.“

Das Gelächter über diese Kunststrolche ward so laut, daß die Militärverwaltung etwas zu tun beschloß. Gegen die „Auswüchse“ wurde ein „sehr scharfer“ und „zweifelloser deutlicher“ Erlass gerichtet, der trotz der Vorstellungen der zivilen Interessenten nicht veröffentlicht ist und den Erfolg hatte — wie die Broschüre nachweist —, daß alles beim alten blieb.

Die Militärmusik ist künstlerisch ein Verderben, militärisch überflüssig — in Frankreich wird ihre Beseitigung geplant — sozial

tödtlicher Wettbewerb. Dennoch werden alle Petitionen der Zivilmusik nichts nützen. Die Militärkapelle ist nicht nur der Liebling des Fiskalismus, sie ist in erster Linie der populäre Marktgreier des Militarismus. Wenn die „Musik kommt“, kommt man über die Musik ebenso hinweg, wie über den Militarismus. In der Kesselpauke versinkt das Bewußtsein für die Barbarei des Militarismus. Deshalb ist der Siegeszug der Blechsoldaten unwiderstehlich! —

J o c.

Kleines feuilleton.

sz. Der Einkauf. „Mit Dein Herumstehen hier, das is nix!“ eiferte Frau Vollenkamp. Der eben in den Eimer getauchte Scheuerlappen kratzte zu Füßen ihres Mannes nieder, der Schrubbler setzte sich in Bewegung und vertrieb den Herrn des Hauses heute zum wer weiß wie vielen Male von seinem jeweiligen Standort. „Am besten ist, Du fährst nach Berlin und kaufst ein.“

„Einkauf?“ Vollenkamp kratzte sich den Kopf. „In das Fach bin ich nicht beschlagen. Mutter.“

„Was für eine?“ Vollenkamp hatte eben wieder einen Stoß mit dem Schrubbler bekommen und stand schon an der Tür des Nebenzimmers.

„Na, so lang wie zwei Hände von Dir. Mit Wachsopf, der die Augen auf und zu macht. Hier,“ sie wuschte sich die Hände an der Schürze und zog ein Kästchen aus dem Vertiko, „da ist Geld. Zwanzig Mark. Kleiner hab' ich's nicht. Daß Du mir aber nicht alles verplemperst!“

„I wol!“ Vollenkamp ging ab. „Ich zieh' mir denn den Rock mit die langen Taschen an, Mutter. Da hat was Platz.“ Und als er zum Ausgehen angeleibet zurückkehrte, fragte er nur noch: „Soll sie auch quetschen, wenn man sie auf den Bauch drückt?“

„Wer?“
„Die Puppe.“
„Quetschen kann sie auch.“
„Na denn abschös, Mutter.“
„Abschös. Und daß Du wieder da bist, wenn's schummert.“

Vollenkamp ging. Zunächst zum Barbier des Dorfes, dann in den „Selben Löwen“, um im Stehen einen „Sauern mit Zitronen“ hinabzuspinnen und sich eine Zigarre anzuzünden; dann endlich zum Bahnhof.

In Berlin angekommen, wandte er sich in das belebteste Geschäftsviertel, nur den einen Gedanken im Kopf, gut und billig einzulaufen. Deshalb zog fast jeder Laden ihn an. Was gab's da zu sehen! Spielzeug und Flitterkrum in unendlichen Mengen. Puppen in ganzen Regimentern, in allen Größen und Arten. Da die rechte herauszufinden! Vollenkamp wurde es schwül bei dem Gedanken. Und je mehr er sah, desto schneller drehte sich's in seinem Schädel und vor den Augen begann's ihm zu flimmern. Endlich trat er mit einem kühnen Entschluß in einen Laden. Da drängten sich die Leute, und er mußte warten, daß ihn fast der Schlaf im Stehen übermannte. Bis ihn die Stimme einer Verkäuferin aufschreckte: „Sie wünschen, mein Herr?“

„Ja,“ sagte Vollenkamp. „Ach so. Also 'ne Puppe möcht' ich. So lang. Mit die Augen soll je klappern, 'n Wachsopf haben und quetschen, wenn man auf den Bauch drückt.“

„Bitte.“ Das Fräulein lächelte. „Wollen Sie sich aussuchen?“ Karton auf Karton öffnete sich vor Vollenkamps Augen. Neue Qual!

„Wissen Sie, Fräulein,“ er sah sie verzweifelt an, „ich bin da nich in mein Fach.“

„Nehmen Sie die,“ sie präsentierte ihm eine hübsche Blondine, „das ist die schönste in dieser Preislage.“

„Denn man zu.“ Vollenkamp atmete auf, zahlte und verließ vergnügt den Laden, um, da er gerade im Zuge war, gleich nebenan in einen anderen einzutreten und dort seine „Schnurrfigerereien“ zu fordern.

„Schnurrfigerereien?“
„Ja, was so an den Lannenbaum gehört.“
„Ach so. Baumstamm!“ Die kleine Verkäuferin zog die Nase hoch und betonte belehrend das letzte Wort. „Wieviel?“

„Ich denk, so von jede Sorte 'ne Lüte voll.“
Da wuchs denn ein gehöriger Haufe von Lüten vor Vollenkamps Augen auf. Er versenkte Paletchen um Paletchen in die langen Rocktaschen, bis nichts mehr hineinging. „Jetzt ist's genug.“ Die Glaslugeln, vergoldeten Rüsse, Sterne und Wachsengelchen buchteten den Rock hinten schon zu zwei kleinen Hödern aus, zogen ihn hinab, daß der Krage vorn am Halse kniff und schlugen beim Gehen in die Kniekehlen.

„Nu noch der Pfefferkuchen.“ Auch der Laden war nicht weit und Vollenkamp wollte eben hineinbiegen, als eine große magere Gestalt paletbeladen ihm entgegentrat: „He, Vollenkamp, bis Du dat?“

„I Oll-Klaffen! Wo kommst Du her?“ Es war ein Nachbar aus dem Dorfe. Sie schüttelten sich die Hände, jeder erfreut, Gesellschaft gefunden zu haben. „Das paßt sich fermost,“ sagte Vollenkamp. „Ich hole mir bloß noch so'n paar braune Kuchen. Dann fahren wir zusammen nach Haus.“

„Aber erst trinken wir.“ „Glas Grog,“ schrie Oll-Klaffen ihm nach. —

Es hatte schon längst „geschummert“. Die alte verrostete Uhr der Dorfkirche stotterte Stunde um Stunde heraus, aber Frau Vollenkamp wartete noch immer vergeblich auf den Gatten. Draußen hatte ein heftiger Schneefall eingesetzt; die Nacht war finster und Laternen gab's nicht. Es schlug zwölf, eins, — endlich hörte die Wartende, wie die Hunde im Dorfe anflügen. Und aus dem Geheul hingen zwei bässige Männerstimmen: „O Tannebaum, o Tannebaum, wie grü—ün sind deine Blät—ter.“

Bald darauf trat einer wie der leibhaftige Weihnachtsmann in die Stube: „Du grü—nst nicht nur zur Sommerzeit —“

„Recht niedlich!“
„Rein, auch im Winter, wenn es schneit.“
„Nu sei still, ja?“

„O Tannebaum, — o —“
Frau Vollenkamp hielt dem Sänger die Hand auf den Mund und nahm ihm die Pakete ab. „Was ist denn das hier? Die reine Butter.“

Vollenkamp schmunzelte vergnügt: „Pfefferluchen, Mutter. Leg ihm man in die Ofenröhre. Es is bloß 'n bißchen Schnee mang.“ und er begann, wie ^{früher} ^{er} ^{auszugehen}.
„Und was stellt das hier vor?“ Frau Vollenkamp hielt vor dem Gatten ein breitgedrücktes Stück Wachs unter die Nase.

Er besah es sich eingehend: „Das is ein Engeltchen, Mutter.“
„Ein Engeltchen? Sieht so ein Engeltchen aus? — Und hier,“ sie hatte eine andere Tüte geöffnet und schüttete einen Haufen kitzelnder Scherben heraus, „was is das?“

„Gersteh, die Kugeltchen! Wie geht das zu, Mutter?“
„Drauf gefessen hast Du!“

„Siehste,“ über Vollenkamp kam's wie eine Erleuchtung, „darum piekte mir das auch immerzu da hinten.“
„Geschieht Dir recht, Du Dummerjahn! — Nu soll mir bloß wundern, was für'n Tier von Puppe Du gebrack't hast.“

„O, Vollenkamp sagte es stolz, „zwei lange, blonde Zöpfe hat sie und 'n Wachsopf; sie klappert mit die Augen und wenn Du ihr auf den Bauch drückst —“

„Was?“ schrie Frau Vollenkamp, startete entsezt in den Puppenkarton und riß einen buntgeleideten Harlekin heraus, daß seine Hände mit den Metalltellern klingend zusammensprangen, „was? Zöpfe hat sie? Sie? Ist das 'ne Sie? 'n Er ist es und Du bist der größte Schafs —“

„Galt! Das stimmt nich, Mutter. Hier is Zauberei dabei. Ich hab 'n Mädchen gekauft — das schwör ich Dir zu — ich hab selber bei's Einpaden gestanden — und unterwegs ist 'n Junge draus geworden.“ Er schüttelte tief sinnig den Kopf über dem Harlekin: „Es ist Zauberei.“

„Fauler Zauberei! Na, wir reden morgen zusammen. Wo hast Du das andere Geib?“

Vollenkamp begann verzweifelt in den Taschen zu angeln, aber nur wenige Nidel kamen zum Vorschein.

„Das ist alles?“
„Die Preise sind dies Jahr furchtbar teuer, Mutter.“
„Der Grog auch, was? Wieviel Glas?“ Sie stand drohend vor ihm.

„Gezählt hab' ich sie nicht. Aber so'n Stücker drei oder vier —“

„Nüg' Du doch anderen Leuten den Buckel voll, ja? Na, wir reden morgen zusammen!“
„Warum? Wo wir einmal bei sind, Mutter —“

Er erhielt keine Antwort mehr. —
Am anderen Morgen in aller Frühe kam Frau Klafen und brachte die richtige Puppe, um dagegen den Harlekin einzutauschen, der für ihr Söhnchen bestimmt war. Das sänsftigte Frau Vollenkamps rauhe Absichten — der blonde Wachsopf gefiel ihr sehr — und ihr Mann kam mit einer gelinden Predigt davon. Klafen und Vollenkamp hatten die Kartons vertauscht, ohne es zu bemerken.

Die beiden Männer trafen sich am Vormittag wie auf Verabredung im „Selben Löwen“.

„Meine Ollsche,“ sagte Klafen, „hat mir noch 'n schönen Tanz gemacht heute Nacht. Aber es schad't nich, Vollenkamp, schön war der Eintausch doch.“

„Ja,“ Vollenkamp kratzte sich den Kopf, „schön war er. Aber ich geh' nicht wieder. Die verfluchten Glaskugeln! Ich glaub, ich hab noch 'n Splitter drin.“ —

Aus dem Tierleben.

tg. Ueberwinternde Stare. Der Star ist im Frühjahr der erste Zugvogel, der aus dem Süden zurückkehrt. Er ist wohl noch früher da als Lerche und Kiebitz, die sich auch nicht viel daraus machen, wenn ihnen noch einmal ein verspätetes Schneewetter auf den Leib kommt. Oft im Februar erscheint der Star schon, und er zieht nach gewöhnlicher Angabe Oktober oder November weg. Allein es werden sich wohl viele Naturfreunde finden, die ganze Starfaren noch im November lustig umherschwirren gesehen und in den Baumstämmen lärmen gehört haben. In dem milden Spätjahr 1900 waren z. B. bis zum letzten Dezember große Mengen von Staren in den Nüdersdorfer Kalkbergen zu bemerken; in diesem Jahre sollen sie noch eben jetzt in den „Kameruner Gärten“ bei Berlin ihre Pfeifmusek veranstalten. Der Star ist also sehr abgehärtet, er zieht wohl überhaupt weniger der Kälte, als des Futtermangels wegen nach dem Süden. Es ist aber schon wiederholt beobachtet worden,

daß einzelne Stare auch den ganzen Winter über bei uns verbleiben. Es geschieht dies namentlich in großen Städten, wo der Vogel Gelegenheit findet, seinen Hunger auf der Straße zu stillen. An Abfällen aller Art fehlt es dort ja nicht. Möglicherweise gewöhnt sich der Star mehr und mehr daran, auch während der kalten Jahreszeit bei uns zu bleiben. Im Drehm steht zwar nur, daß sich einzelne der Tiere an Orten, wo sie von Menschen Nahrung erhalten, neuerdings daran gewöhnen, zu überwintern. Dagegen berichtete vor einigen Jahren ein Vogelfreund in der „Gesiederten Welt“ (Jahrgang XXIV, Nr. 13), daß er schon seit längerer Zeit zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß in Westdeutschland, in den Rheinlanden, der Star nicht als Zugvogel betrachtet werden kann. Dort bleiben die Tiere zum allergrößten Teile den Winter über im Lande. Sie sammeln sich zu großen Schwärmen und ziehen meist gemeinschaftlich auf die Nahrungssuche. Einzelne gehen allerdings auch in der Gesellschaft von Krähen und Dohlen auf Nahrung aus. „Die Stare meines Hauses,“ schreibt der betreffende Westdeutsche, verschwanden bei strengster Kälte einige Tage, ^{wann man} ^{sie} ^{wieder} ^{da}, wenn gelindere Bitterung eintrat. Ein Star kam jeden ^{Wintertag} ^{zu} ^{schlafen}. Am 20. Januar beobachtete ich über hundert Stare ^{dem} ^{Gut} ^{knipp} ⁱⁿ ^{der} ^{Nachener} ^{Sörs}.

In Frankfurt a. M. trafen am 20. Dezember 1900, wie ein anderer Vogelfreund mitteilt, tausende und abertausende von Staren ein, die in einem Parke im Norden der Stadt nächtigten. Vielleicht sind das Vögel aus nördlichen oder kühlen Gegenden, welchen für den Winteraufenthalt die milde Lage Frankfurts vollständig genügte. Die Stare zogen den ganzen Winter hindurch bei Tagesanbruch in die umliegenden Dörfer und Felder hinaus und kehrten gegen 4 Uhr nachmittags nach dem Parke zurück. Sie bezogen indes noch nicht ihre Nachtquartiere, sondern kreisten hoch in der Luft umher, bis die letzten Stare aus der Umgebung eingetroffen waren. Gegen dreiviertel Stunden flogen sie so in der Luft umher, und der Berichtserstatter sieht darin mit Recht ein Zeichen, daß sich die Tiere satt gefressen hatten und behaglich fühlten. Nach dem Flugspiel ließen sie sich auf den Bäumen nieder, und nun hörte man mitunter ein lebhaftes Geschwätz, während sie beim Fliegen keinen Laut von sich gegeben hatten. Der Anblick dieser Vogelmassen soll geradezu überwältigend gewesen sein. Noch nie wurden in der Stadt oder in der Umgebung so große Scharen von Staren beobachtet. Von weitem sollen die Flügel mehr Heuschreckenschwärmen als Vogelscharen ähnlich gesehen haben. Bemerkenswert ist, daß in Frankfurt im Sommer kein Star zu sehen ist, obwohl sie hier genug Gelegenheit zum Nisten haben würden. —

Humoristisches.

— Der Schlangenbändiger. „Wie sind Sie denn neulich nach unserem Stiftungsfeste auf die Idee verfallen, mich einzuweilen zu Ihrer Frau mit der Meldung voranzuschicken, Sie kämen bald nach? .. Die hat mich schön behandelt! Ich dank'!“

„Wissen S', mir hat einmal ein indischer Schlangenbändiger beraten, man solle, bevor man sich solch' lieblichen Geschöpfen nähert, sie erst in einen Lappen beißen lassen!“ —

— Ländlicher Monolog. „D' Diab' — sagt m' — is 's Schönst' auf der Welt! — Nacha komma aber glei': Speckknödel mit Sauerkraut!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Herkunft der Runen. Bisher glaubte man, die Runen stammten vom lateinischen Abc. Jetzt hat Dozent Friesen in Upsala nachgewiesen, daß sie vom griechischen Schreibstil stammen. Von diesem erhielten die Goten Kenntnis aus den griechischen Siedlungen am Schwarzen Meer. Einige Runen stammen jedoch ersichtlich vom lateinischen Abc, das die Goten wahrscheinlich in den lateinischen Niederlassungen in Dacien (dem heutigen Rumänien und Siebenbürgen) kennen gelernt haben. Nach Ansicht Friesens rühren von den 24 Runen mit Sicherheit 15, sowie anscheinend noch weitere 5 vom griechischen Abc, aber nur 4 vom lateinischen Abc her. —

— Holger Drachmanns Schauspiel „W h n a n d der Schmied“ ist vom Burgtheater erworben worden. —

— Das Nationaltheater hat eine neue Oper des Wiener Komponisten Josef Förster angenommen. Das Werk führt den Titel „Der Großmeister“. —

— Der Seeadler ist, nach der „Köln. Volksztg.“, in diesem Herbst ungemein häufig auf der Kurischen Nehrung vorgekommen. Unfern der Vogelwarte Rossitten wurden drei dieser Vögel in Krähenneken gefangen. —

— In den Weinbergen an der Mosel haben die Flaschenweine durch Einwirkung der diesjährigen Sommerhitze eine berartige Menge Kohlensäure gezogen, daß sie beim Umgießen wie Sekt schäumen und wie „trodenen“ Sekt schmecken. —

— Die Wetterwarte auf Samoa, die bis 1905 die königliche Gesellschaft zu Göttingen zu unterstützen hat, wird wegen ihrer Wichtigkeit für Erdbebenbeobachtungen bis 1909 vom Reich und von Preußen zu gleichen Teilen weiter unterhalten. —

— Das älteste Gasthaus in Deutschland steht nicht in A Dorf. Das Wirtshaus zum „Riesen“ in Miltenberg a. M. besteht schon seit dem 12. Jahrhundert. —